

Dunkelheit und Hoffnung

Ich wusste beim besten Willen nicht, warum ich das hier machte, aber Charlotte sah mich gerade so bittend an, dass ich nicht Nein sagen konnte.

Deshalb schraffierte ich geduldig das Bild mit den Feen aus, die allesamt um die Wette grinsten und hörte mir Charlottes Bericht über das Klassenmeerschweinchen an, das verschwunden war. Eigentlich machte es mir nichts aus mit meiner kleinen Schwester zu spielen, nur wenn meine Kumpels da waren, war es mir ein wenig peinlich.

„Oh!“, entzückt von dem fertigen Feenbild sah Charlotte mich an.

„Jeffrey, Schätzchen bringst du Charlotte bitte ins Bett? Es ist schon spät!“, kam es von unten. Meine Mutter eben.

„Mach ich!“, gab ich leicht genervt zurück und schob die Malsachen beiseite.

„Liest du mir noch etwas vor, Jeffrey?“, fragte sie mich, aber bevor ich antworten konnte, kam schon der nächste Redeschwall. Diesmal ging es darum, dass sie sich sosehr auf den Kindergeburtstag ihrer besten Freundin Amy freute.

„Was glaubst du was wir morgen machen werden, oh, oh, glaubst du wir werden...“

„Willst du nun, dass ich dir etwas vorlese, oder nicht?“, bremste ich sie.

„Oh, ja“

„Dann musst du mir auch zuhören.“

Nachdem Charlotte eingeschlafen war, ging ich die Treppe runter, um mir noch etwas zu essen zu holen. Ich hatte schon wieder Hunger.

„... dass du immer an dich denken musst. Wir sind für dich nur egal, das einzige was dir wichtig ist, sind Alkohol, Tabak und die sonstigen Drogen, die du nimmst!“, hörte ich meine Mutter aus dem Wohnzimmer kreischen.

Meine gute Laune erlosch wie eine Kerze. Sie stritten sich mal wieder.

Das wurde in letzter Zeit immer häufiger. Meist fing die Streiterei morgens an. Tagsüber schwiegen sie sich an, um sich Abends zu beschimpfen und zu beleidigen.

„Glaubst du ernsthaft du bist besser? Wer lügt sich denn immer diese Fratze ins Gesicht um bei den Kindern gut da zu stehen? Du gehst mir so auf die Nerven mit dieser ständigen Pseudo-Guten Laune!“, brüllte mein Vater zurück.

Nichts war schlimmer, als diese ständigen Streitereien. Normalerweise mische ich mich da nicht ein, aber nun reichte es mir.

Ich trat in das Wohnzimmer, in dem sie sich stritten und sah meinen Eltern in die Augen.

Meine Mutter zauberte sich schnell ein Lächeln ins Gesicht. „Jeffrey, Schätzchen, du bist noch auf?“, fragte sie mich, aber ich konnte ihr ansehen, dass sie alles andere als gut gelaunt war.

Beim Näherkommen witterte ich, dass mein Vater betrunken war.

Auch wenn ich nicht zu der Sorte von Leuten gehörte, die gleich zu heulen anfangen, wenn die Eltern sich stritten sagte ich trotzdem: „Weshalb müsst ihr euch momentan ständig streiten? Was ist los mit euch?“ Es kostete mich alle Kraft beherrscht zu klingen, denn das letzte, was in einer Streitsituation half, war, dass ich einen Wutanfall bekam.

Mein Vater schwankte leicht, so betrunken schien er zu sein, aber dennoch schaffte er es, mir in einem äußerst vorwurfsvollen Ton zu sagen: „Das geht dich nichts an! Geh nach oben in dein Bett!“

„Ich denk nichtmal dran“, ich versuchte noch schärfer und kühler zu klingen, aber wenn mein Vater wütend war, war er in dieser Kategorie echt schwer zu schlagen.

Niemals hätte ich von meinem Vater, dem Wolf, der mir das Verwandeln beigebracht hat, mir gezeigt hat, wie man jagt und wie man sich behaupten kann, erwartet, dass er das tun würde. Er hob seine Hand, holte aus und verpasste mir eine schallende Ohrfeige.

„DAN!!!“, kreischte meine Mutter und sprang zwischen uns. Sie schien ebenso wenig wie ich glauben zu können, dass mein Vater das getan hatte.

„Was ist los?“, fragte eine kleine, müde Stimme hinter uns. Charlotte!

„Es ist alles gut mein Liebling“, beeilte meine Mutter sich zu sagen.

Das reichte mir für heute. Bevor Dad auch noch auf Charlotte wütend werden konnte, nahm ich sie an die Hand und nahm sie mit nach oben.

Als ich heute Morgen runterkam, sah ich einen Brief, auf dem ich die Handschrift meiner Mutter erkannte. Eigentlich war ich wütend auf Mum's Reaktion, aber ich konnte sie auch ein Stück weit verstehen:

Es tut mir so leid, aber ich muss einfach Abstand gewinnen. Ich halte es hier Zuhause nicht mehr aus.

Melde dich, Dan, wenn du wieder zur Vernunft gekommen bist.

Jeffrey, Charlotte ich habe euch trotz allem ganz furchtbar lieb. Das hat nichts mit euch zu tun! Bis bald!

Eure Mama/Irina.

Frustriert starrte ich auf den Brief. Wann kam sie wieder? Wie wird Dad darauf reagieren? „Fuck!“, bei einem Blick auf die Uhr sah ich, dass ich Mal wieder viel zu spät war!

Heute Morgen auf dem Pausenhof sah ich mich wie wild nach Judy, meiner Freundin um. Sie war zwar keine Woodwalkerin, aber das machte mir nichts aus. Sie war hübsch, klug und willensstark, alles Eigenschaften, die ich zu schätzen wusste. Ich brauchte dringend eine Person, mit der ich über meine Probleme sprechen konnte. Die Vertrauenslehrer an meiner Schule kamen überhaupt nicht in Frage, das waren allesamt überbezahlte Nichtskönner. Ich bin mir noch nichtmal sicher, ob das alles Pädagogen waren. Nein, für mich kam nur Judy infrage.

Nur heute konnte ich sie leider nirgends finden und der Unterricht fing gleich an.

Vor den Schließfächern sah ich nochmal schnell in unseren Chat, geschrieben hatte sie mir aber nicht. Seltsam!

Der Schultag war wie immer langweilig. Physik. Wer um alles in der Welt brauchte Physik?

An Hausaufgaben war heute Mittag nicht zu denken.

Immer wieder musste ich an Mum denken.

Gerade, als ich mein Handy gezückt hatte, um sie anzurufen, rief mich Judy an.

Endlich!

Ich ging ran mit einem „Judy, hi!“

„Hallo“, kam es schüchtern zurück.

Was ist bloß passiert?

„Ist alles in Ordnung?“, fragte ich.

„Jeffrey, ich weiß, dass es denkbar schlecht ist, das am Telefon zu machen, aber ich will es hinter mich bringen!“, sie klang als wäre sie den Tränen nah.

„Was denn?“

„Mein Vater wurde als Manager befördert. Er hat eine bessere Stelle bekommen, aber dafür müssten wir nach Kalifornien, besser gesagt San Francisco ziehen.“

„Oh“, war das einzige, was mir dazu einfiel.

„Jeffrey, ich bin nicht bereit für eine Fernbeziehung“

„Du willst Schluss machen?“

„Ich wünschte es wäre nicht so, aber ich... ich... ach ich kann das einfach nicht. Leb wohl Jeffrey, ich wünsche dir alles Glück dieser Welt!“

Damit drückte sie mich weg.

Das wars. Es war aus. Einfach so.

Ich spürte wie verdammte Tränen in mir hochstiegen, ich konnte kaum noch gegen sie ankämpfen.

Judy wird wegziehen und will lieber gleich mit mir Schluss machen, als es mit einer Fernbeziehung zu versuchen. Mum ist weg und Dad hat eine Scheiß-Laune. Na ganz toll! Eigentlich wollte ich mich nur noch in mein Bett verkriechen, aber mein Handy klingelte erneut. Charlotte!

Ich versuchte meine beschissene Laune zu unterdrücken und nahm ab.

„Jeffrey! Du wirst nicht glauben, was wir heute auf Amys Geburtstag gemacht haben.“

„So, was habt ihr denn gemacht?“, fragte ich heiser. Als ich heute Morgen Mum's Brief gesehen hatte, habe ich ihn eingesteckt, Dad wusste es, aber Charlotte noch nicht. Ihr würde ich das gleich beibringen müssen.

„Also zuerst haben wir-“

„Einen Moment Charlotte! Wo bist du gerade?“, fragte ich, als mein Kopf das Denken wieder zugelassen hat. Ich habe mir vorgenommen sie zu Fuß abzuholen, denn Dad stank heute Mittag schon wieder nach Alkohol und war vermutlich zu betrunken um Charlotte abzuholen.

„Ich bin gleich da, wir sind schon auf der Landstraße.“, meldete sie fröhlich.

„Wer fährt dich, Charlotte?“, fragte ich aufgebracht.

„Dad, wieso?“

Meine Gesichtszüge entglitten.

Charlotte nahm ihren Faden wieder auf: „Also! Zuerst haben wir-“

Sie sprach nicht weiter, weil ich kurz darauf ein Reifenquitschen, dann einen grässlichen Aufschrei, das zersplittern von Glas und danach einen lauten Knall hörte.

„Charlotte?“, fragte ich und spürte erneut, wie Tränen in mir hochstiegen, aber nicht wegen Judy, Mum oder Dad, sondern wegen meiner Schwester.

„Charlotte!“, diesmal brüllte ich.

Nein, nein, nein! Nein!

Ich durfte jetzt nicht einfach so rumstehen. Charlotte brauchte mich.

Schnell stürmte ich die Treppe runter und dann durch die Haustür.

Den Weg zu der verdammten Freundin kannte ich, schließlich ist Charlotte schon öfter bei ihr gewesen.

Nackte Angst stieg in mir hoch. Was ist, wenn ihr etwas passiert ist.

Der Gedanke daran, dass Charlotte etwas passiert ist, war so grauenvoll, sodass ich ihn gar nicht erst zuließ.

Ich beschleunigte meine Schritte immer mehr, bis ich irgendwann anfang zu sprinten, was mir durch meine Wolfsgestalt durchaus leicht fiel.

Und dann sah ich es, einen Kilometer von unserem Haus entfernt.

Ich erkannte den Opel, den mein Vater immer fuhr.

Allerdings stand er nicht so wie immer irgendwo herum und war auf Hochtouren poliert, diesmal lag er zerschmettert auf dem Rücken, die Windschutzscheibe zerstört, das Blech zerbeult und die Reifen drehten sich noch leicht.

Ich sah, wie zwei junge Leute anfangen meinen Vater aus dem Auto zu zerren.

Er war bewusstlos und sein Körper hing schwer in den Armen des jungen, aber muskulösen Mannes.

Als sie mich sahen, rief die Frau: „Notarzt haben wir angerufen und müsste gleich da sein.“

Nun zerrte sie Charlotte aus dem Auto. Mein Schock, die Angst und mein Entsetzen waren zu groß, um einen Schrei durch meine Kehle zu lassen, die so trocken wie der Waldboden im Sommer war.

„Wer bist du? Kennst du die beiden?“, fragte mich der Mann.

„Meine... Schwester...“, wisperte ich kratzig und kniete mich neben meine Schwester.

Ihr Gesicht konnte ich kaum erkennen, weil es so sehr von ihrem Blut überschwemmt war, ihr Arm bog sich seltsam nach hinten, er schien aus gekurbelt zu sein.

Ihr Blut durchtränkte das violette T-Shirt, das sie gerade trug, es floss und floss immer mehr.

Mit einem Ohr hörte ich die Sirenen und merkte kurz darauf, wie jemand versuchte mich von ihr wegzuziehen.

„Nein! Lass mich bei ihr!“, brüllte ich denjenigen an.

Es kamen mehrere Leute dazu, aber ich wehrte mich. Ich wollte nicht weg von Charlotte! Sie brauchte mich!

„Lasst mich! Charlotte! Charlotte!“, ich brüllte mir die Seele aus dem Leib, trat und schlug um mich herum, ich wollte hier nicht weg.

Bittere Tränen rannen über mein Gesicht

„NEIN!!!“

Die Nacht verbrachte ich im Krankenhaus und betete, dass Charlotte durchkommen würde und sprang auf, als eine Ärztin mit mir sprechen wollte.

„Ihren Vater haben wir knapp noch durchbekommen. Er wird überleben.“

„Und Charlotte?“, ich ahnte das schlimmste, wollte es aber nicht zulassen.

„Ihre Schwester ist schon auf dem Weg hierher verstorben. Wir konnten nichts mehr für sie tun.“

Ich spürte, wie mein Kopf immer leerer wurde. Charlotte war tot.

Nun überschwemmte mich die Traurigkeit, die Leere und die Hilflosigkeit.

Ich wusste beim besten Willen nicht, warum ich das tat, aber ich nahm die Ärztin in den Arm. Mit einer mütterlichen Geste drückte sie mich an sich und redete beruhigend auf mich ein. Ich brauchte gerade jemanden, der mich festhielt, jemand der für mich da war.

Charlotte ist tot.
Mum ist weg.
Dad ist auf der Intensivstation und würde nicht für mich da sein können.
Judy hat Schluss gemacht.
Ich fühlte mich als stände ich ganz allein da. Niemand, der mich verstand, niemand dem ich vertrauen kann, niemand der mich liebte.
Einsamkeit kroch schadenfroh in mir hoch.
Ob ein Rothörnchen vom Baum fällt, oder ob die Leute des Krankenhauses mir dabei zusahen, wie ich mich verzweifelt heulend an eine Krankenschwester klammerte, beides war mir gerade so egal!
Sanft und vorsichtig löste die Schwester sich aus der Umarmung.
„Geht es?“, fragte sie.
Ich nickte halbherzig.
„Jemand... muss meine Mum informieren“, hauchte ich.
„Das haben wir bereits“, informierte sie mich.
Ich konnte mir gut die Reaktion meiner Mutter vorstellen, wie sie die Nachricht empfangen hat, dass ihre eigene Tochter gestorben ist.
Gerade ging mir der Song „Two Worlds“ von Phil Collins aus dem Film „Tarzan“ durch den Kopf.
„No words describe a mother's tear. No words can heal a broken heart.“
Ja, keine Worte konnten solche Tränen beschreiben, die Tränen um eine Person, die einem wichtig war.
Früher war „Tarzan“ mein Lieblingsfilm gewesen. Nun spürte ich den Anfang der Geschichte am eigenen Leibe.
Doch nun ging der Text weiter:
„A dream is gone, but where there's hope.“
Gab es hier noch Hoffnung, konnte ich noch an eine solche glauben?

Eine Woche später saßen Mum, Dad und ich zusammen in Dad's Krankenzimmer und schwiegen uns an.
Mum erhob die Stimme: „Dan, ich glaube es wäre das Beste, wenn wir uns scheiden ließen.“
Dad wollte mit einem Donnerwetter beginnen, aber jetzt reichte es mir endgültig.
Ich sprang auf und sah die Leute, die ich gerade nicht als meine Eltern bezeichnen wollte wütend an.
„Das wars bei euch, so leicht lasst ihr euch gehen?“ Ich brüllte die beiden an, so laut ich konnte.
„Glaubt ihr ernsthaft, dass Charlotte das gewollt hätte, glaubt ihr das? Könnt ihr überhaupt noch an etwas anderes als an euch denken? Wie es mir geht interessiert euch nen Scheiß!“
Ich fühlte mich nicht so, wie an dem Abend, als Dad mich geschlagen hat. Diesmal fühlte ich mich groß, so als könnte ich etwas bewirken.
Es war ein neues anderes Gefühl, welches ich mit offenen Armen entgegennahm, es befreite nicht, aber trotzdem fühlte es sich verdammt gut an.
Meine Eltern sahen mich an, mein Vater blickte erst mürrisch drein, dann begann sich seine Miene zu verändern, er schien Einsicht zuzulassen.
Mum sah erst betreten zu Boden, dann nahm sie sanft meine Hand und zog mich zu sich auf den Schoß, um mich in den Arm zu nehmen.
Dad kam auch dazu und umarmte uns von seinem Bett aus von der Seite.
In diesem Moment wünschte ich mir nichts sehnlicher, als dass Charlotte an dieser Umarmung der Versöhnung mitmachen könnte. Aber das war leider unmöglich.

Drei Wochen waren nun vergangen, die Beerdigung hatte bereits stattgefunden und die Trauer erdrückte mich fast.
Charlotte war die liebenswerteste Person, die ich je gekannt hatte. Sie war sicher in den Himmel gekommen.
Wie ging es ihr wohl dort?
Gefiel es ihr, dass Mum und Dad sich versöhnt hatten?
Was würde sie jetzt von mir verlangen?
Nun merkte ich selbst, wie hohl und bescheuert das ganze klang.
Es war Wunschdenken, dass Charlotte in einer anderen Welt ein unbeschwertes Leben führen konnte. Sie war tot. Daran kann niemand etwas ändern.

Die letzten Wochen mied ich immer diesen bestimmten Ort, doch heute sprang ich über meinen eigenen Schatten und ging in Zeitlupe die Treppe hinauf.

In schön geschnörkelter Schrift stand

Charlotte

an der Zimmertür.

Mit schlappen Armen drückte ich die Tür auf, die ein leises Geräusch von sich gab, als ich sie öffnete.

Meine Augen wurden feucht, als ich mich umsah. Es sah alles so aus wie immer, selbst die Malsachen von unserem letzten Abend lagen da noch.

Langsam bückte ich mich und hob das Feenbild hoch und wischte den Staub runter.

Ich kann das nicht, ich kann das einfach nicht!, schoss es mir durch den Kopf.

Selbst das Blatt schien zu schwer zu werden, deshalb ließ ich es fallen und ich taumelte nah hinten, ließ dabei allerdings den Malblock vom Schreibtisch fallen und ein Bild kam zum Vorschein.

Nein, das wurde zu viel für mich!

Das Bild zeigte uns beide und darunter stand in ihrer holperigen Handschrift:

Jeffry und Charlet

Schnell stürmte ich aus dem Zimmer.

Mit Charlotte war auch ein Teil von mir gestorben und nichts und niemand würde ihn jemals wieder lebendig machen. Es waren keine Wunden, die wieder verheilen. Es waren Narben, die für immer ein Teil meiner Seele sein werden.

„But where there's hope“

„But where there's hope“

„But where there's hope“

Gab es Hoffnung in der Dunkelheit?

Als Mensch konnte ich nicht mehr nachdenken, ich musste ein Wolf sein.

Langsam schmolz ich in meine zweite Gestalt und ging in den Wald.

Der erste Schnee fiel und ich ließ meine Pfoten in ihn eintauchen.

Ich sah, wie eine Eule sich vom Himmel herabstürzte und eine ahnungslose Maus aus dem Schnee zog.

Das Leben der Eule wird weitergehen. Das Leben der Maus war vorbei.

Aus dem Gestöber huschten weitere Mäuse raus, auch ihr Leben wird weitergehen.

Die Mäuse würden über die tote Maus nicht trauern können, sie würden unachtsam werden und auch sterben. Ihr Leben geht weiter.

Ich schüttelte als Wolf den Kopf. Was für ein Schwachsinn mir momentan ständig durch den Kopf ging!

Aber ich wusste auch, dass es stimmte.

Das Leben geht weiter mit und ohne eine Person, die man liebt.

Ich atmete durch.

Und dann wusste ich es:

Ich bin nicht gestorben.

Ich bin niemand, der sich unterkriegen lässt.

Ich bin niemand, der aufgibt.

Ich bin ein Woodwalker.

Ich bin ein Wolf.

Charlotte hätte nicht gewollt, dass ich aufgebe, sie hätte nicht gewollt, dass ich mit ihr sterbe.

Ich werde kämpfen und weitermachen für Charlotte, ihr Tod soll nicht umsonst gewesen sein!

Nun wusste ich, was ich tun soll, denn nun hatte ich, was ich brauchte:

Hoffnung und Mut!

